

Mein Konzil

Von einem, der auszog, Seelsorger zu werden

■ PETER PAUL KASPAR

Meine Studienzeit (Musik und Theologie in Wien und Innsbruck) in den Konzilsjahren – unter anderem beim bekannten Konzilstheologen Karl Rahner – war davon geprägt, dass ich in eine volksnah erneuerten Reformkirche hineinzuwachsen meinte. Ich freute mich auf die praktische Seelsorge und sah mich vorausblickend als volksverbundener Landpfarrer in der bergigen Landschaft der sogenannten „Buckligen Welt“ im Süden Niederösterreichs in meiner Heimatdiözese Wien. Mein gleichzeitiges Musikstudium hatte ich eher nebenher betrieben, mit Freude, jedoch ohne die Ambition, es später beruflich auszuüben. Meine Lesefreudigkeit – geprägt im bildungsbürgerlichen Haus eines journalistischen Vaters – hätte jedoch nie die Erwartung hervorgerufen, später als Buchautor in Erscheinung zu treten. Ich war also damals ein musikalisch und literarisch ambitionierter Seminarist in der Vorbereitung auf den späteren Beruf als einfacher Landpfarrer. Doch es kam alles ganz anders: Ich bin nun schon 45 Jahre als Priester unterwegs, wurde jedoch nie Pfarrer, habe einen ordentlichen Stapel Bücher geschrieben, viele Konzerte gespielt und an einer Musikuniversität unterrichtet. Doch wenn ich nach meinem Hauptberuf gefragt werde, sage ich noch immer: Seelsorger. Was also ist passiert?

Opfer einer Selbsttäuschung

Irgendwie bin ich das Opfer einer Selbsttäuschung, die allerdings eine ganze damals heranwachsende Priestergeneration betrifft. Wenn ich diese Täuschung, die natürlich auch mit einer nachfolgenden „Enttäuschung“ verbunden ist, charakterisieren will, erzähle ich gerne eine Anekdote aus dem Sommer 1965: Ich hatte meine Theologiestudium weitgehend und meine

Musikstudien mit dem Diplom abgeschlossen, war vor kurzem zum Diakon geweiht worden und sollte in einem Jahr als Priester in die Seelsorge gehen. Den musikalischen Abschlussprüfungen folgte ein Fest mit Studienfreundinnen und -freunden in einem Gastlokal. Und dort kam die Frage: Du wirst Priester? Du magst doch die Frauen! Meine spontane Antwort: Die paar Jahre, bis der Zölibat abgeschafft wird, werde ich schon noch aushalten. (Ähnliche Erzählungen von Priestern meiner Generation höre ich seither immer wieder.) Natürlich sind wir keine „betrogene Generation“, denn niemand hat uns die damals erwartete Änderung versprochen. Aber es hat ein gutes Fünftel der Kollegen – weltweit an die hunderttausend – in den folgenden Jahren das Priesteramt aufgegeben, und seither ist auch der Nachwuchs in unseren Breiten beinahe versiegt. Wir – die damals Jungen – machen heute den Dienst bis weit in die Pensionsjahre hinein. Viele sogar bis zum Umfallen – also häufig ausgelaugt, allzu routiniert, vielfach überfordert und manchmal depressiv.

Seelsorger sterben aus

Doch was das Schlimmste ist: Die eigentliche Seelsorge ist aus dem Alltag der Priester weitgehend verschwunden. Nach einer neuen Umfrage umfasst sie noch etwa 15 % der Arbeitszeit. Die positive Seite: Den größten Anteil an pastoralen Diensten leisten haupt- und ehrenamtliche Frauen und Männer. Für mich gesprochen: Der priesterliche Seelsorger, der ich einmal werden wollte – und eigentlich noch immer sein will – ist im Aussterben begriffen. Um es drastisch zu sagen: Die römischen Hierarchen haben in ihrer Reformverweigerung den priesterlichen Seelsorger in unseren Breiten weitge-



Peter Paul Kaspar, Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrte an der Anton Bruckner Universität Linz.

■ Die Seelsorge, die wir leisten wollten, wurde von jenen übernommen, denen man sie eigentlich verwehren wollte: sogenannte Laien, haupt- und ehrenamtlich. Und sie machen es weitgehend gut.

hend ausgerottet. Ich bin einer der letzten, die – ihrem damaligen Ideal treu – sich noch in erster Linie als „Pastoralarbeiter“ verstehen. Biblisch, und erbaulicher ausgedrückt: ein Arbeiter im Weinberg des Herrn. Das setzt mich unerwartet ins rechte Licht: Denn ich bin tatsächlich konservativ. Ich bleibe dem Ideal meiner Zeit als Student und junger Seelsorger der nachkonziliaren Zeit treu und verstehe mich nicht als Verwaltungspriester, als Pastoralmanager oder als Multifunktionspfarrer. Und wenn ich nach meinem Beruf gefragt werde, dann sage ich nicht Priester, Professor, Musiker oder Schriftsteller, sondern: Seelsorger. Und die Funktion als Geistlicher Assistent des Katholischen Akademikerverbandes – oder in meiner Diözese: des Forums Sankt Severin – umschreibe ich als Akademiker- und Künstlerseelsorger.

Seelsorge und Zelebrationsbedürfnis

Ich sehe also meinen Dienst als Priester noch immer und vor allem in der Seelsorge. Dafür gibt es auch allerlei Symptome, die den Hierarchen und Systembewahrern verdächtig erscheinen mögen: Ich habe keinerlei Zelebrationsbedürfnis. Da ich als Musiker auch häufig den Dienst am Instrument versehe, und wir zudem in meiner Kirche (der Ursulinenkirche in Linz) zwei Priester sind, die abwechselnd predigen, ergibt sich eine problematische Rangordnung: Am liebsten sitze ich in der Bank und feiere mit. Wenn schon ein Dienst zu verrichten ist, dann ist es bevorzugt der des Musikers, dann der des Predigers – und zuletzt der des Zelebranten. Und da Mitglieder unserer Gemeinde gern anschließend entweder in der Sakristei oder im gegenüberliegenden Gasthaus „weiterfeiern“, verschmilzt die zweite Hälfte des „Dienstes“ – also die gesellige Begegnung – mit der Liturgie zu einer Gesamtfeier. Als Landpfarrer, der ich ja einmal werden wollte, säße ich nach der Messe beim Kirchenwirt. Bemerkenswert ist allerdings, dass die Reihenfolge der kirchlichen Dienste in der hierarchischen Bewertung genau umgekehrt erfolgt: Der höchste Dienst ist der des Zelebranten (immerhin als geweihter Priester), dann der des Diakons (auf der ersten Stufe des Wei-

hesakraments), dann der des Musikers (zu dem immerhin Befähigung und Schulung gehört) und zuletzt das schlichte Kirchenvolk (verräterisch benannt: die Laien).

Rückblickend auf meine Berufswahl in jungen Jahren und im Blick auf den Zustand des überalterten und überarbeiteten Klerus, dem ich heute angehöre, fällt es mir schwer, nicht von einer betrogenen Priestergeneration zu sprechen, die etwas werden wollte, das fundamental anders geworden ist, als geplant und gewünscht. Wir wollten Seelsorger werden und sind Manager geworden, wir wollten einer überschaubaren Gemeinde dienen und wurden Multifunktionäre, wir wollten ein spirituelles Leben führen und sind in Stress und Aktionismus gelandet. Und nun kommt die groteske Umkehr: Die Seelsorge, die wir leisten wollten, wurde von jenen übernommen, denen man sie eigentlich verwehren wollte: sogenannte Laien, Frauen und Männer, haupt- und ehrenamtlich, verheiratet oder auch nicht. Und sie machen es weitgehend gut. Zum Zelebrieren, zum Spenden der Sakramente holt man uns. So bittet die Krankenhauseelsorgerin, die in vielen Gesprächen mit dem Schicksal leidender Menschen vertraut ist, einen fremden Priester zur sakramentalen Absolution und zur Krankensalbung. In priesterlosen Gemeinden werden die Gottesdienste von Frauen und Männern vorbereitet – den sakramentalen Dienst versieht dann ein durchreisender Priesterpensionist. Die vom bevollmächtigten Sakralpriester gesprochenen Wandlungsworte sind in Gefahr, als das zu erscheinen, was die Gläubigen früherer Zeit in ihnen vermuteten: Hokuspokus und Zauberspruch. Ein persönliches Postskriptum: Ich landete also nicht als Dorfpfarrer in der Buckligen Welt. Manchmal denke ich, wie es mir ergangen wäre, wenn ich meinen Platz doch als Seelsorger bei den einfachen Menschen auf dem Land gefunden hätte. Ich wäre vielleicht ein Großraumpfarrer mit mehreren Gemeinden, viel mit dem Auto unterwegs und würde mich darum sorgen, dass wenigstens meine Mitarbeiter jene Arbeit verrichten, die mich zum Beruf als Priester hingezogen hat: die Seelsorge. ■